

„Die Angst vor dem Fremden ist uralt“

Der Historiker Andreas Rödder über die Sorge vor kultureller Überfremdung, ungeplanter Masseneinwanderung und Deutschlands Verantwortung

Herr Rödder, im 17. Jahrhundert wanderten 200 000 Hugenotten nach Preußen, im 19. Jahrhundert gingen 500 000 Polen an die Ruhr. Heute kommen 800 000 Flüchtlinge aus Syrien oder vom Balkan. Was haben sie alle gemein?

Seit der Mensch gehen kann, wandert er. Migration ist kein neues Phänomen. Es durchzieht die ganze Geschichte.

Wir leben also nicht in Ausnahmezeiten, sondern im Normalzustand?

Das nicht. Migration war immer die Ausnahme. Sie ist kein Zustand, den die Menschen suchen. Schon Maria und Josef sind unfreiwillig nach Ägypten geflohen, vor politischer Verfolgung und der Gefährdung an Leib und Leben für sich und ihren Sohn. Aber solche Wanderungen sind ein historisch durchgängiges Phänomen, das uns nicht erst im 20. Jahrhundert begegnet.

Was ist heute neu?

Das wichtigste Utensil für einen Syrer, der heute nach Europa kommt, ist sein Smartphone. Heute haben wir ganz andere Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten.

Das macht die Entscheidung zu flüchten weniger existentiell?

Dass ein Flüchtling ständig Kontakt mit seiner Heimat haben kann, verändert Flucht und Exil – wie Wanderung überhaupt. Aber: Wenn sich jemand mit ein paar Habseligkeiten in die Hände von Schleusern begibt und auf eine lebensgefährliche Reise macht, ist das so existentiell wie eh und je.

Müssen wir unsere Vorstellung vom „Flüchtlingseind“ korrigieren – angesichts der Leute, die mit gültigem Ticket im Zug nach München sitzen und angezogen sind wie wir?

Zur selben Zeit kentern Menschen mit überfüllten Nusschalen auf dem Mittelmeer oder sterben elendig auf der Ladefläche von Lastwagen in Österreich. Wir erleben die ganze Bandbreite von archaischer Wanderung und moderner Kommunikation, Suche nach Arbeit und Flucht vor politischer Verfolgung. In der Debatte geht vieles durcheinander.

Kann man wirklich so strikt Einwanderungsgründe trennen?

Es macht schon einen Unterschied, ob jemand an Leib und Leben bedroht ist oder ob er eine Arbeit sucht. Wir haben allerdings ein Problem, weil wir keine angemessene Sprache finden. Denken Sie an Begriffe wie „Asylant“, „Wirtschaftsflüchtling“ oder „Abschiebung“ – das ist ein Begriff der Abwendung und Isolierung.

Ist es verwerflich, wenn ein junger Mensch aus dem Kosovo bei uns Arbeit sucht?

Aus seiner Perspektive überhaupt nicht. Deshalb halte ich die negative Perspektive auf den „Wirtschaftsflüchtling“ für völlig verfehlt. Aber das Interesse des Migranten muss nicht identisch sein mit dem Interesse des Aufnahmelandes. Daher ist es sinnvoll, zwischen den Wanderungsgründen zu unterscheiden. Die Logik des Asyls kennt keine Quoten. Zugleich wird jedes Einwanderungsland die geregelte Zuwanderung mit den eigenen Bedürfnissen abstimmen.

Aber wir brauchen doch Zuwanderer, schon aus ökonomischem Interesse?

Das ist richtig, aber es ist auch wichtig, nicht zu kurzfristig zu denken – und hier kann die Bundesrepublik nicht gerade auf eine Erfolgsgeschichte zurückblicken. Heute wie schon in den sechziger Jahren argumentiert die Wirtschaft allein mit ihren eigenen Bedürfnissen. Die sogenannten Gastarbeiter wurden angeworben, weil die Wirtschaft Arbeitskräfte für un- und angelernte Tätigkeiten suchte, für die der Bedarf seit den siebziger Jahren aber rapide nachließ. Das Ergebnis war eine ungeplante Masseneinwanderung.

Aber doch vor allem, weil nach dem Anwerbestopp von 1973 nur noch Familienangehörige kommen durften – und keine Arbeitskräfte mehr?

Das war eine typische politische Panikreaktion. Die große Ironie ist in der Tat, dass erst der Anwerbestopp zur Masseneinreise geführt hat. Vor die Wahl gestellt, zu gehen oder zu bleiben, entschieden sich die meisten der sogenannten Gastarbeiter zu bleiben und holten ihre Familien nach. Plötzlich war Deutschland ein Einwanderungsland geworden – und beteuerte umso mehr, keines zu sein.

Gleichwohl ist die Bilanz der Gastarbeiterwanderung positiv?

Die Bilanz ist vor allem differenziert. Problematisch ist es mit der größten



Auch Gastarbeiter aus Jugoslawien und Griechenland, hier 1965 auf dem Münchener Hauptbahnhof, taten sich am Anfang schwer.

Foto Interfoto

Gruppe der Zuwanderer, den Türken. Auch hier gibt es viele gelungene Biographien. Aber große Teile dieser Bevölkerungsgruppe waren und sind besonders von Arbeitslosigkeit betroffen. Sie befinden sich in einer mehrfachen, verfestigten Randständigkeit – sozial, ethnisch, religiös und kulturell.

Und was ist mit den Italienern oder Spaniern, den Ärzten oder Anwälten?

Stimmt. Sehen Sie: Meine Frau ist die Tochter eines italienischen Gastarbeiters, das hätte ich beinahe unterschlagen. Den positiven Aspekt habe ich sozusagen vorausgesetzt. Auch für einen iranischen Frauenarzt oder einen kanadischen Klimaforscher wird die Bilanz, in der Summe jedenfalls, positiv sein. Und seine Kinder werden heute in Deutschland grundsätzlich alle Chancen haben.

Umgekehrt gibt es bei den Einheimischen eine große Angst vor dem Fremden. Woher kommt sie?

Die Angst vor dem Fremden ist ural. Konflikte zwischen denen, die da waren, und denen, die neu kamen, hat es immer gegeben. Zudem gibt es in Europa eine besondere Tradition der Abgrenzung von der arabischen Welt. Sie beginnt bei dem griechischen Geschichts-

schreiber Herodot und setzt sich über die Kreuzzüge des Mittelalters oder die Türkenfurcht der frühen Neuzeit fort. Und sie war immer schon mit einer Mischung aus Faszination und Schrecken aufgeladen, geprägt durch die Vorstellung vom Reich der Sinne und dem Reich der Gewalt. Da ist einerseits das Bild vom süßlich duftenden Morgenland und der sexuellen Libertinage im Harem – und andererseits bei Karl May die Vorstellung, dass Ihnen jeder Muslim den Kopf abschlagen will.

Das erklärt noch nicht die Angst vor kultureller Überfremdung.

Oder vor kultureller Überflutung, wieder so ein entsetzliches Wort. Da stoßen wir auf ganz archaische Ängste, zum Beispiel auf die Furcht, die Fruchtbarkeit der Fremden könnte uns in die Minderheit und Defensive zwingen. Die Angst vor den anderen sitzt tiefer, als wir dachten. Die Kruste der Zivilisation ist offenbar dünn – auch wenn wir uns modern fühlen.

Und das Kopftuchmädchen erscheint unmodern. Auch das irritiert?

Eben: Da gibt es nicht nur das kulturelle Ressentiment gegen das Kopftuch. Sondern auch eine feministische Argumentation, die eine klare Vorstellung da-

von hat, wie Selbstbestimmung aussehen soll. Auf der anderen Seite argumentieren xenophobe Männer mit der Gleichstellung der Frau.

Oder eine konservative Landesregierung entwirft Fragebögen, in denen es heißt: Wer etwas gegen Schwule hat, darf kein Deutscher sein.

Ist Homophobie von islamischen Jugendlichen ein Fall von schützenswerter kultureller Diversität oder ein Fall für das allgemeine Gleichbehandlungsgesetz? Da geraten eingefahrene Debattenverläufe ordentlich durcheinander.

Die Einwanderer bringen konservative Werte zurück?

Religiöse Orientierung und Familienbindung, Aufstiegs- und Leistungsbereitschaft tragen zu einer Vielfalt bei, die dem Land guttut. Und sie stellen zugleich eine Herausforderung dar, nicht nur diejenige Vielfalt zu tolerieren, die man gerade selbst gern hätte.

Gibt es Werte, denen sich ein Einwanderer unterwerfen muss?

Soweit es um Demokratie, Pluralismus oder die deutsche Sprache geht, ist das nicht mehr strittig. Aber wie sieht es mit Homophobie oder Kopftuch aus? Welche Diversitätstoleranz wird von

muslimischen Migranten erwartet? Oder umgekehrt: Wie viele Deutsche würden den Einbürgerungstest bestehen? Über Wertegemeinschaft lässt sich leicht reden. Wenn es konkret wird, klappt es schnell um. Und wir neigen dazu, alles zu ideologisieren.

Sind wir zu konsensstichtig?

Der Konsens ist eine tückische Sache. Er ist auch ein Mechanismus zur Ausgrenzung. Deshalb wusste schon der amerikanische Soziologe Talcott Parsons: Jede Inklusion schafft neue Exklusion.

Welche Bedeutung hat unser Trauma: Deutschland darf nie wieder Fremde an der Grenze abweisen, weil es selbst viele Bürger zur Flucht gezwungen hat?

Das ist mir schon wieder zu absolut. Deutschland hat aus seiner Geschichte Konsequenzen gezogen, die es zu einem zugewandten Land gemacht haben. Aber deshalb zu sagen: Jeder, der hierherkommen will, soll kommen können, auch wenn es 120 Millionen sind – das kann ja keine rationale Antwort sein.

Es gibt keine besondere Verantwortung der Deutschen für Flüchtlinge, aus der eigenen Geschichte heraus?

Natürlich gibt es die, und das ist ein großer Vorzug dieses Landes. Aber die Kehrseite ist ein zuweilen naiv anmutender Humanitarismus, der sich von den Realitäten löst.

Europa streitet um die Verteilung der Flüchtlinge. Herrscht statt Solidarität nur nationaler Egoismus?

Auch auf europäischer Ebene geht vieles durcheinander, berechnete Interessen und nationaler Egoismus. Wieder einmal zeigt sich: die politisch-kulturellen Differenzen innerhalb Europas sind größer, als wir es haben wahrhaben wollen. Nun haben wir nicht nur ein Nord-Süd-Problem wie in der Euro-Krise, sondern auch eine West-Ost-Spaltung.

Wäre es aus pragmatischen Gründen nicht besser, der Staat hält sich aus der Verteilung heraus und lässt die Leute einfach ziehen, wohin sie wollen – wenn er, wie Sie sagen, bei seinen Steuerungsversuchen so viele Fehler gemacht hat?

Es stimmt: Einwanderung planerisch regulieren zu wollen führt zu krasser Fehlsteuerung. Aber zu glauben, dass der Migrationsmarkt sich selbst reguliert, scheint mir auch nicht sehr weitblickend zu sein. Dass eine völlige Selbststeuerung nicht funktioniert, wissen wir spätestens seit der Finanzkrise. Ich bin generell skeptisch gegenüber einer rein ökonomischen Interpretation gesellschaftlicher Fragen. Kulturelle Faktoren sind zwar immer schwer zu gewichten, geschweige denn zu quantifizieren. Aber das heißt ja nicht, dass sie nicht von grundlegender Bedeutung wären.

Wo liegt für Sie die Grenze?

Auch das lässt sich nicht in Zahlen fassen. Manche Ökonomen glauben, sie könnten feste Quoten berechnen: Bis zu einem bestimmten Prozentsatz ist Einwanderung zuträglich, danach nicht mehr. So geht das nicht. Das ist doch die große Erfahrung des 20. Jahrhunderts: Die großen Modelle der Steuerung funktionieren nicht. Das keynesianische Modell scheiterte in den siebziger Jahren, die Idee der völlig freien Märkte zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiden gemeinsam war die Idee, dass man einen harmonischen Zustand herbeiführen kann. Heute sind wir zurück in der Geschichte.

Daraus folgt?

Ein Plädoyer für Maß und Mitte.

Auch das ist eine Leerformel.

Sie ist dann nicht leer, wenn sie die ihr eigene Bescheidenheit transportiert: Es gibt Situationen, in denen gibt es kein einfaches Falsch oder Richtig, in denen hilft nur kluge Abwägung.

Die Antwort heißt: durchwursteln?

Die Antwort heißt: eine kluge Verbindung von leitenden Ideen und realisiertem Pragmatismus. Pragmatismus allein dreht sich im Kreis. Eine Idee wird immer dann schädlich, wenn sie sich von den Realitäten löst und zur Ideologie gerät. Die Geschichte mahnt zu Demut und zu Offenheit – gegenüber unvorhergesehenen Herausforderungen ebenso wie gegenüber unerwarteten Chancen. Beides kann auch in der Flüchtlingskrise helfen.

Das Gespräch führten Ralph Bollmann und Rainer Hank.

WER IST ANDREAS RÖDDER?

„Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts“ heißt das neue Buch von Andreas Rödder, das dieser Tage erscheint. Statt in der Vergangenheit zu beginnen und in der Jetztzeit zu enden, dreht Rödder den Spieß um: Aus der Erfahrung der Gegenwart rechtfertigt sich die Beschäftigung mit der Vergangenheit. Rödder, geboren 1967, ist Professor für Neueste Geschichte an der Universität Mainz. Bekannt wurde er mit einem Buch über die Wiedervereinigung („Deutschland einig Vaterland“, 2009). Im rheinland-pfälzischen Wahlkampf 2011 war er im Schattenkabinett der CDU-Spitzenkandidatin Julia Klöckner zuständig für Bildung und Kultur. Rödder ist Jazz-Pianist; sonntags schlägt er in seiner Mainzer Heimatkirche die Orgel.



Der Historiker Andreas Rödder

Foto Patricia Kühfuss